

JOURNAL



DER VEREINTEN EVANGELISCHEN MISSION

1 | 2026

WEGE ZU EINER INKLUSIVEN KIRCHE





Liebe Leser*innen,

manchmal beginnen die wichtigsten Lernerfahrungen damit, dass wir uns für Neues öffnen. Als ich interimistisch die redaktionelle Verantwortung für diese Ausgabe übernommen habe, wurde mir bewusst, wie sehr das Thema »Wege zu einer inklusiven Kirche« den Kern von Kirche berührt. Denn Inklusion ist keine Maßnahme, sondern eine Haltung und sie beginnt mit Zuhören.

Deshalb kommen in dieser Ausgabe Menschen mit und ohne Behinderung selbst zu Wort. Sie berichten von ermutigenden Erfahrungen gelebter Offenheit, aber auch von baulichen, sprachlichen und kulturellen Barrieren, die Teilhabe erschweren.

Besonders bewegt hat mich die Begegnung mit einer »Bibel zum Fühlen und Anfassen« – einer Kinderbibel, die nicht nur gelesen, sondern ertastet werden kann: mit strukturierten Bildern, Formen und Materialien, die Geschichten erfahrbar machen. Für Menschen mit Sehbeeinträchtigung ist sie ein Schlüssel zur Teilhabe. Für mich war sie ein Aha-Moment. Wie selbstverständlich gehen wir oft davon aus, dass Glaube vor allem über Hören und Sehen funktioniert?

Das führt zu weiteren Fragen: Welche unserer kirchlichen Formate orientieren sich an einer bestimmten »Norm«? Wen schließen wir, vielleicht unbeabsichtigt, aus?

Ich lade Sie ein, die Beiträge in diesem Journal nicht nur zu lesen, sondern sich bewegen zu lassen: zu neuen Einsichten und konkreten nächsten Schritten in Ihrer Gemeinde auf dem Weg zu einer inklusiven Kirche. Mit der nächsten Ausgabe, die in diesem Jahr erst im Herbst erscheint, übernimmt eine neue Redakteurin die Verantwortung. Ich freue mich darauf und bin aber dankbar, dieses Thema begleiten zu dürfen.

Ihre
 Susanne Seiler
 Leiterin Abteilung Communication & Fundraising

➔ Das Titelbild wurde in der Ausstellung des Evangelischen Bibelwerks im Rheinland aufgenommen. Gegründet 1814 als Bergische Bibelgesellschaft, setzt es sich für die Verbreitung und Kenntnis der Bibel ein – vor Ort in den Gemeinden der Ev. Kirche im Rheinland, im Bibelzentrum in Wuppertal und in der weltweiten Ökumene. In den interaktiven Ausstellungsräumen finden Sie u.a. Bibelausgaben in Brailleschrift sowohl für Kinder als auch für Erwachsene. Mehr Informationen und aktuelle Öffnungszeiten unter www.bibelwerk-rheinland.de. Foto: Susanne Seiler / VEM



06

Godwin Ampony und Félicité Ngnintedem im Gespräch über Inklusion, ein Thema, das beide seit vielen Jahren bewegt.

© Foto: Johannes Schermuly / VEM

**04–05 KURZ VORGESTELLT:
 DIE AUTOR*INNEN DIESER AUSGABE**

Wege zu einer inklusiven Kirche

**06–09 NUR EINE INKLUSIVE KIRCHE MACHT
 UNS ZUR KIRCHE!**

Ein Gespräch über die Definition einer inklusiven Kirche
 Félicité Ngnintedem, Godwin Ampony,
 Susanne Seiler

**10–11 THEOLOGISCHE WEGMARKIERUNGEN
 ZU EINER INKLUSIVE(RE)N KIRCHE**

Über den Mut, Barrieren und Denkstrukturen praktisch und konsequent einzureißen
 Katharina Haubold

**12 WEITERFÜHRENDE LITERATUR
 UND INFORMATION**

13–15 ER HILFT MIR, IHR LICHT ZU SEHEN

Wie ich Mut fand und Gottes Nähe erlebte
 Cecilia Sembiring



Das Buch "Die Geschichte von Jona", (siehe auch im Titelbild) ist aus einer gemeinsamen Arbeit verschiedener Menschen entstanden, sehende und blinde Menschen, hauptamtlich und ehrenamtlich tätige Menschen, die sich für ein inklusives Kinderbuch aus verschiedenen Hintergründen heraus engagiert haben. Mehr Informationen erhalten Sie beim Dachverband der ev. Blinden- und ev. Sehbehindertenseelsorge (www.debess.de) © Foto: Susanne Seiler / VEM



Wie lässt sich sicherstellen, dass Menschen mit Behinderungen nicht zurückgelassen werden? Workshops zum Thema Katastrophen-Management stellen sich genau dieser Frage.

© Foto: Flutkatastrophe in Sumatra, Indonesien 2025 / VEM

16–17 MEDITATION

18–19 VON INDIVIDUELLER FÖRDERUNG ZU GESELLSCHAFTLICHER TEILHABE

Was die inklusive Arbeit mit Kindern mit Behinderungen aus Bethel für Kirche und Diakonie lehrt

Kathrin Christine Steinkamp

20–21 »NICHT OBJEKTE, SONDERN EBENBILD GOTTES«

Was ich in Kigeme (Ruanda) über Ausgrenzung, Sprache und die diakonische Aufgabe der Kirche gelernt habe

Ernest Bayisabe

22–25 INKLUSION BEGINNT MIT ZUHÖREN

Über Inklusion als Prozess, Barrieren für Menschen mit Behinderung in der Kirche und echte Teilhabe jenseits guter Absichten

Thea Hummel, Julia Schönbeck

26-27 WO VIELFALT ZUM GLAUBENSZEUGNIS WIRD

Die Kirche zwischen Evangelium, Inklusion und Menschenrechten

Irma Simanjuntak

28-29 KATASTROPHENHILFE BEI DER VEM

Globale Solidarität, lokale Verantwortung und ein inklusiver Ansatz in der Nothilfe

Sabine Schneider

Service

30–31 INFOS, BÜCHER UND TERMINE

31 IMPRESSUM

DIE AUTOR*INNEN DIESER AUSGABE



Katharina Haubold

📍 aus Köln, Deutschland

arbeitet seit November 2025 als Coordinator for Evangelism and Missionary Networks bei der VEM in Wuppertal. Sie absolvierte ihre Ausbildung an der Evangelistenschule Johanneum und studierte einen Master in »Transformationsstudien: Öffentliche Theologie und Soziale Arbeit« an der CVJM Hochschule. Zuletzt verantwortete sie eine Weiterbildung für Pionier*innen in Kirche: Mission: Gesellschaft. und arbeitete als Gemeindepädagogin im Erprobungsraum Mütopia in Köln-Mülheim. **Seite 10** © Foto: privat



Cecilia Sembiring

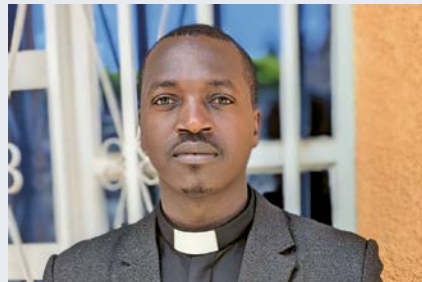
📍 aus Jakarta, Indonesien

ist Mitglied der GBKP, Gemeinde Kebayoran Lama, in Süd-Jakarta. Dort engagiert sie sich in der Abteilung Musik und Kultur als Pianistin, verantwortet das Chor- und Ensemblemanagement und ist

Pfarrer Ernest Bayisabe

📍 aus Kigeme, Ruanda

ist ordiniertes Pastor der EAR (Diözese Kigeme) und leitet die Abteilung Social Response und Diakonie. Seit 2016 ist er im kirchlichen Dienst tätig, mit Schwerpunkten in Evangelisation, Bildung sowie Gesundheitsförderung. Er schloss 2023 an der Protestant University of Rwanda (PUR) ein Bachelorstudium in Protestantischer Theologie und Religionswissenschaften ab und absolvierte im September 2025 den Studiengang »International Master of Arts and Diaconic Management« an der Universität Bielefeld als Teilnehmer des Stipendienprogramms der VEM. **Seite 20** © Foto: privat



Teil des Teams für Talentsuche und Training. In 2026 startet sie ihren Freiwilligendienst in Deutschland als Teilnehmerin des Süd-Nord Freiwilligenprogramm der VEM.

Seite 13 © Foto: privat



Félicité Ngnintedem

📍 aus Wuppertal

ist seit 2025 Leiterin der Division Global Programs und Mitglied im Vorstand der VEM. Die Theologin aus der EEC kam 2013 über das Internationale Diakonieprogramm der VEM nach Deutschland, absolvierte den Master in Internationaler Diakonie und promoviert derzeit im Bereich Diakoniewissenschaft. Sie ist überzeugt, dass man nicht von Gott sprechen könne und zugleich die täglichen Herausforderungen der Menschen mit ihren unterschiedlichen Lebensrealitäten und Erwartungen außer Acht lassen dürfe. **Seite 6** © Foto: Johannes Schermuly / VEM

Irma Riana Simanjuntak

📍 aus Balige, Nordsumatra, Indonesien

ist seit 2020 Beauftragte für das Advocacy-Programm der Vereinten Evangelischen Mission in der Region Asien. Sie hält einen Master der Universität Indonesien im Fach Sozialpolitik. Simanjuntak hat Erfahrungen bei verschiedenen Nichtregierungsorganisationen mit den Schwerpunkten Gemeindeentwicklung, Katastrophenschutz, Anwaltschaft und Friedensförderung gemacht. Von 1998 bis 2020 war sie Kommunikationsdirektorin der Gemeinschaft der Kirchen in Indonesien.

Seite 26 Foto: Johannes Schermuly / VEM



Pfarrer Godwin Ampony

📍 aus Wuppertal, Deutschland

leitet seit 2023 die Abteilung Internationale Diakonie der VEM. Er hat Bankwesen, Theologie, Integrierte Entwicklungswissenschaften und Diakonie Management studiert und war ordiniertes Pfarrer der Evangelisch-Presbyterianischen Kirche Ghana. Für ihn ergibt sich Diakonie aus dem Vorbild Jesu, der das Spirituelle mit dem Sozialen verbindet: »Diakonie ist Kirche und Kirche ist Diakonie.«

Seite 6 © Johannes Schermuly /VEM

Sabine Schneider

📍 aus Wuppertal, Deutschland

bringt seit 2017 Menschen die Arbeit der VEM näher. Als Fundraiserin ist es ihr Anliegen, Projekte und Programme in allen Regionen der VEM anschaulich und transparent darzustellen und Spender*innen konkrete Wege aufzuzeigen, wie sie sich gezielt und nachhaltig engagieren können. Sie berät Interessierte zu laufenden Kampagnen und individuellen Fördermöglichkeiten.

Seite 28 © Johannes Schermuly /VEM



Julia Schönbeck

📍 aus Hannover, Deutschland

studiert Theologie und arbeitet beim Hildegardis-Verein. Ehrenamtlich engagiert sie sich im Expert*innenbeirat Inklusiver Kirche und im Kamernetzwerk der EKD. Sie schreibt auf Instagram und in ihrem Blog als @lauterleise über Christlichen Ableismus und Inklusion behinderter Menschen in der Kirche. Dabei legt sie einen besonderen Fokus auf intersektionale Perspektiven.

Seite 22 © Foto: privat



Kathrin Christine Steinkamp

📍 aus Bielefeld, Deutschland

leitet in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel die Abteilung PR Information der Öffentlichkeitsarbeit. Die v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel sind eine der größten diakonischen Einrichtungen Europas und in 8 deutschen Bundesländern

tätig, mit Hauptsitz in Bielefeld. Die rund 25.000 Mitarbeitenden verstehen das Engagement für jährlich 270.000 behinderte, kranke, alte und benachteiligte Menschen als Ausdruck christlicher Nächstenliebe. Bethel ist Mitglied in der VEM und die Autorin ist als Beauftragte für Mission und Ökumene die Delegierte Bethels. Seite 18 © Foto: Stiftung Bethel / Christian Weische

*GBKP = Christlich-Protestantische Karo-Batak-Kirche

*EAR = Anglikanische Kirche Ruandas

*HKBP = Christlich-Protestantische Kirche der Batak

*EEC = Evangelische Kirche in Kamerun

**Sie möchten über die VEM-Gemeinschaft mehr erfahren?
Auf unserer Website finden Sie eine Übersicht aller Mitglieder.**



NUR EINE INKLUSIVE KIRCHE MACHT UNS ZUR KIRCHE!

Pfarrerin Félicité Ngnintedem, Leiterin der Division Global Programs und Mitglied im Vorstand der VEM und Godwin Ampony, Leiter der Abteilung Internationale Diakonie sprechen darüber, warum eine inklusive Kirche keine Option, sondern Wesensmerkmal der Kirche sein muss. Ein Interview mit Susanne Seiler, Leiterin der Abteilung Communication & Fundraising

Susanne Seiler: Wie definiert ihr eine inklusive Kirche?

Félicité Ngnintedem: Für mich persönlich spiegelt eine inklusive Kirche ein eindeutiges Bild vom Reich Gottes wider. Diese Kirche ist ein Ort, an dem alle Zugang zur Familie Gottes haben, an dem Menschen sich geliebt fühlen und wissen, dass sie dazugehören. Inklusion gehört intrinsisch zum Wesen der Kirche dazu. Sie ist ein Ort, an dem jede Persönlichkeit und jede Individualität zählt.

Susanne Seiler: Was verstehst du unter »intrinsischer Bestandteil der Kirche«?

Félicité Ngnintedem: Die Kirche kann nicht als Kirche definiert werden, wenn Menschen mit Behinderungen nicht da sind. »Intrinsisch« bedeutet, dass Menschen mit Behinderungen da sind! Erst wenn wir alle anwesend sind, ist die Kirche wirklich Kirche. Eine inklusive Kirche ist eine Kirche mit weit geöffneten Armen, die Menschen so willkommen heißt, wie sie sind.

Susanne Seiler: Stimmst du dem so zu, Godwin?

Godwin Ampony: Ja! Jesus selbst betont Inklusion. In Johannes Kapitel 10, Vers 16 heißt es: »Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich herführen.« Für mich bedeutet es, dass eine Kirche nicht vollständig ist, solange die »anderen Schafe« nicht einbezogen werden. Diese »anderen Schafe« symbolisieren aus meiner Sicht diejenigen, die häufig ausgeschlossen werden. Und das sind Menschen, die als unwürdig gelten, und jene, die an den Rand gedrängt

werden. Für mich ist das eine der grundlegenden Schriftstellen, wenn ich aus kirchlicher Perspektive über das Konzept der Inklusion nachdenke. Jesus handelt hier sehr intentional. Deshalb sagt der Missionsbefehl: »Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, lehret sie und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Das ist der Auftrag der Kirche, alle Menschen einzubeziehen, unabhängig von Herkunft oder Religion, sozialem oder ökonomischem Status oder Bildungsstand. Alle sind eingeladen.

Susanne Seiler: Und warum ist dieses Thema für euch persönlich wichtig? Und was sind aus eurer Sicht die größten Hindernisse auf dem Weg zu einer inklusiven Kirche?

Félicité Ngnintedem: Ich sehe die Kirche heute als einen Ort mit vielen zersplitterten Gruppen. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum dieses Thema für mich so wichtig ist. Ich habe den Eindruck, dass die sozialen und politischen Strukturen unserer Gesellschaft in unsere Kirche übertragen werden, sodass auch wir innerhalb solcher Gruppen handeln – als wäre der von Godwin genannte Missionsbefehl nur für spezifische Zielgruppen gedacht.

Es wurde für mich sehr persönlich, als meine Mutter nach einem Schlaganfall in ihrem Alltag körperlich stark eingeschränkt war. Es gibt immer einen Unterschied zwischen dem, was man predigt, und dem, was man selbst erlebt. Als meine Mutter aus dem Krankenhaus nach Hause kam, mussten wir, als Familie, unser Leben neu organisieren. Und eine ganz praktische Frage tauchte auf: Wie ermöglichen wir unserer Mutter den Besuch in der Kirche?

Und an diesem Tag, als Pastorin einer sehr großen Gemeinde mit 5.000 Mitgliedern, da gingen mir die





Im intensiven Austausch und Gespräch: Pfarrerin Félicité Ngnintedem, Leiterin der Division Global Programs und Mitglied im Vorstand der VEM sowie Godwin Ampony, Leiter der Abteilung Internationale Diakonie.

© Foto: Johannes Schermuly / VEM

Augen auf. Wie kommen Menschen mit Behinderungen hierher? Wir haben die Kirche offiziell als einen Ort gestaltet, an dem sie keinen eigenen Raum finden. Sie sind nicht unsere Brüder und Schwestern! Sie gehören nicht zu dieser Familie, zu dieser Glaubensgemeinschaft, weil kein Raum für sie da ist.

Und ich fragte mich: Wir hatten die finanziellen Möglichkeiten, für meine Mutter einen Rollstuhl zu kaufen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Aber was ist mit denen, die aus Verhältnissen kommen und gezwungen sind, mit ihrer Behinderung zu leben – ohne jegliche Unterstützung? Deshalb wird für mich die Perspektive einer inklusiven Kirche zu einer radikalen Frage.

Godwin Ampony: Ich spreche aus meiner beruflichen Erfahrung in Gemeinschaften, in denen soziale Infrastruktur kaum vorhanden ist. Dort gibt es Menschen mit Behinderungen, Kinder mit Behinderungen. Es gibt keinerlei Möglichkeiten für Blinde, für körperlich beeinträchtigte Menschen, für Gehörlose oder Menschen mit Sprachbeeinträchtigungen. Sie kommen sonntags in die Kirche. Aber wir predigen, ohne Menschen mit Hörbeeinträchtigungen einzu-

beziehen. Sie sind da – aber sie können nicht hören, was gepredigt wird.

Da ich viele Jahre in der Entwicklungsarbeit tätig war, war es in meiner früheren Organisation in Ghana ein zentrales Anliegen, inklusive Schulen zu bauen, bei denen, zum Beispiel, die Gebäude miteinander verbunden sind, mit überdachten Wegen von einem Gebäude zum anderen. Selbst wenn die Sonne einen Monat lang mit 40 Grad scheint, können die Schüler*innen unter diesem Schutz vom Wohnheim zur Kantine und von dort ins Klassenzimmer gelangen, in ihrem ganz

eigenen Tempo.

Es gibt gesetzliche Regelungen. Doch sie werden nicht implementiert. Deshalb hat die Kirche die Pflicht, den Weg zu weisen. Die Kirche muss die Rechte von Menschen mit Behinderungen gegenüber der Regierung verteidigen und sagen: So kann es nicht weitergehen. Als ausgebildeter Theologe und als jemand, der mit Menschen in den Gemeinschaften lebt, sehe ich darin einen Auftrag, den wir nicht länger übersehen dürfen.



*Kirche ist ein Ort,
an dem jede Persönlichkeit
und jede Individualität
zählt.*



→ **Félicité Ngnintedem:** Ich denke, wir brauchen zunächst einen Bewusstseinswandel. Wirklich. Es ist wichtig, dass Menschen ihre Würde zurückerhalten. Inklusion beginnt damit, dass wir erkennen: Diese Menschen sind imago Dei – nach Gottes Bild geschaffen – und berufen, respektiert, geehrt, geliebt, empowered und geschätzt zu werden.

Wenn ich mir die kirchliche Praxis heute anschau, habe ich den Eindruck, dass es nur in eine Richtung geht: Menschen mit Behinderungen kommen in die Kirche, weil sie die gleiche Anerkennung wie alle verdienen, aber die Kirche geht nicht auf sie zu. Auf sie zu gehen bedeutet, ihnen das zu geben, was sie brauchen, um ein intrinsischer Bestandteil der Gemeinschaft zu sein. Und das Erste, was sie brauchen, ist, gesehen und als Menschen mit vollem Potenzial wertgeschätzt zu werden.

Susanne Seiler: Es gibt einen UN-Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen, und Deutschland hat sich durch die Unterzeichnung der UN-Behindertenrechtskonvention zu dessen Implementierung verpflichtet.

Godwin Ampony: Mein Land hat ebenfalls unterzeichnet.

Félicité Ngnintedem: Ja, wir haben alle unterschrieben. Wir sind alle gut im Unterschreiben.

Susanne Seiler: Die UN kritisiert, dass zu viele Menschen mit Behinderungen in Sonderschulen unterrichtet werden und in eigenen speziellen Einrichtungen wohnen.

Godwin Ampony: Es muss Schulen, zum Beispiel, für Blinde und Gehörlose geben. ABER: Inklusion bedeutet eben auch, öffentliche Schulen zu fördern, um Menschen mit Behinderungen in das allgemeine Bildungssystem zu integrieren. Das ist wichtig für soziale Kohäsion. Wichtig, um gemeinsam zu arbeiten. Gemeinsam zu leben. Einander wertzuschätzen.



Und das ist der beste Weg, weil wir dadurch lernen und einander kennenlernen.

Félicité Ngnintedem: Wir sind ubuntu! Wir existieren nicht als isolierte Individuen. Wir existieren in unserer Verbundenheit zu unserer Gemeinschaft. Ich frage mich, wie die Kirchen in der afrikanischen Region diese Ubuntu-Philosophie aus

dem Blick verlieren konnten. Eigentlich sind wir so sehr ubuntu, dass wir Menschen mit Behinderungen viel mehr Aufmerksamkeit schenken müssten. Wir sind nur, weil sie sind – und sie sind nur, weil wir sind.

Unsere Leben resonieren miteinander – und genau das gibt der Gemeinschaft Sinn. Ich denke, dass die Verfügbarkeit spezialisierter Einrichtungen in manchen Fällen dazu geführt hat, dass Menschen mit Behinderungen in der alltäglichen Gemeinschaft weniger präsent sind. Gleichzeitig verstehe ich, dass es Formen von Behinderungen gibt, bei denen Menschen spezialisierte und professionelle Unterstützung brauchen, die wichtig ist.

Susanne Seiler: Was trägt die VEM zur Entwicklung einer inklusiven Kirche bei, oder was könnten wir beitragen?

Félicité Ngnintedem: Erstens: Awareness-Bildung! Behinderung kennt keine Grenzen und keine Hautfarbe. Dieses Bewusstsein vertiefte mein Mitgefühl und meine Empathie und formte in mir eine Liebe, die nichts erwartet und viel gibt, eine inklusive Liebe, die mich dazu ruft, Raum für andere, für alle Menschen zu schaffen.

Zweitens finde ich es ermutigend, dass eine wachsende Zahl unserer Mitgliedskirchen, zum Beispiel in Tansania, Projekte und Programme entwickelt, um Pastor*innen in Gebärdensprache auszubilden, um anschließend diese lokalen Initiativen weiter auszubauen.

Godwin Ampony: Ja, genau das setzt ein Beispiel für andere Kirchen. Es geht um Advocacy – die Kirche dahin zu bringen zu erkennen, dass es »unsere Aufgabe« ist. Die Geschichte zeigt, dass die Kirche oft den ersten Schritt bei sozialer Transformation geht und die Regierungen folgen.

»The sleeping giant« in den Kirchen muss im Blick auf den Umgang mit Menschen mit Behinderungen geweckt werden. Es braucht gezieltes Handeln, bewusste Entscheidungen und klare Intentionalität. Ein Beispiel unserer Arbeit: Kontextuelles Lernen im Internationalen Masterstudiengang Diakonie (IMADM) verbindet akademische Reflexion mit praktischen Erfahrung vor Ort, institutionellen Begegnungen und alltäglichen Lebenswirklichkeiten. So können Studierende Inklusion aus globaler Per-

spektive betrachten und gleichzeitig lokal in ihren eigenen Kontexten handeln. Eine aktuelle Masterarbeit eines IMADM-Studierenden aus Ruanda zeigt, wie eine Diözese konkrete Programme in diesem Bereich entwickeln kann. Ermutigend ist, dass dieses Engagement von der kirchlichen Leitung selbst getragen wird und damit deutlich macht, dass Inklusion nicht nur ein akademisches Thema, sondern eine pastorale Priorität ist.

Félicité Ngnintedem: Warum kommen wir nicht an den Punkt, an dem dies zu einer kirchenpolitischen Grundsatz-Entscheidung wird? In der Präambel wird es dann zukünftig heißen: Nur eine inklusive Kirche macht uns zur Kirche! ■



*Die Geschichte zeigt,
dass die Kirche oft
den ersten Schritt bei
sozialer Transformation
geht und die Regierungen
folgen.*



Godwin Ampony im Gespräch
mit Susanne Seiler, Leiterin der
Abteilung Communication &
Fundraising.

© Foto: Johannes Schermuly, VEM



THEOLOGISCHE WEGMARKIERUNGEN ZU EINER INKLUSIVE(RE)N* KIRCHE

Von Katharina Haubold

Ich lese die Bibel. Und mache mir theologische Gedanken. Das tue ich mit einer bestimmten Perspektive und nicht unabhängig oder allgemeingültig. Teil dieser Perspektive ist, dass ich weiß bin, mich mit dem Geschlecht identifiziere, das mir bei der Geburt zugeschrieben wurde, und nicht behindert bin.

Ich wünsche mir von Herzen, eine inklusive(re)* Kirche mitzuprägen und Theologie zu treiben, die nicht ausgrenzt. Wie kann ich das in dem Wissen, dass ich bestimmte Formen der Diskriminierung und Ausgrenzung selbst nicht sehen kann und erlebe, sie aber dennoch wahr sind, erlebt werden und auch durch mich geschehen? Ich brauche dafür Vordenker*innen, und Wegmarkierungen auf dem Weg zu einer inklusiven Kirche. Sie erinnern mich an Haltungen, die ich verinnerlichen und leben möchte. Dass sie mir noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind, lerne ich mit zunehmendem Bewusstsein für unbewusste Vorurteile und diskriminierende Strukturen. Für mich, die ich mit meinem Sein in vielen Bereichen in Kirche mitdenken kann und »mitgedacht« und wenig mit Barrieren konfrontiert werde, lauten diese zum Beispiel:

- Werde dir deiner (un)bewussten Vorurteile bewusst.
- Frage nach Deutungshoheit: Wer interpretiert biblische? Wer definiert Ausgrenzungserfahrungen und entscheidet, ob »alle willkommen sind«? Wem wird zugehört?

- Vergegenwärtige dir, dass Inklusion ein Menschenrecht ist, keine Nächstenliebe oder Wohltat.
- Höre zu und lass dich hinterfragen. Akzeptiere, dass du ausgrenzt, auch wenn du es nicht willst oder böse meinst. Zugleich gilt: Zuhören allein verändert Machtverhältnisse nicht, wenn sich Entscheidungsstrukturen, Ressourcenverteilung und Verantwortung nicht verschieben.
- Schreibe Menschen nicht vor, was sie brauchen, und reduziere niemanden auf ein einzelnes Merkmal. Nimm Menschen in ihrer Vielfalt und Individualität wahr.
- Erkenne an, dass Theologie aus marginalisierten Erfahrungen heraus anders und neu entsteht.
- Reflektiere, dass Vorstellungen von Inklusion global unter sehr unterschiedlichen Macht- und Ressourcenbedingungen entstehen und sich je nach konfessioneller Tradition und kirchlicher Praxis unterscheiden.

Diese Wegmarkierungen habe ich z. B. von Julia Schönbeck, Sarah Staub, Ulrich Bach, Sarah Vecera und Matthias Börner* gelernt. Sie helfen mir wahrzunehmen, wo meinen theologischen Überzeugungen internalisierte ausgrenzende Denkmuster entgegenstehen.

Wie oft habe ich z. B. die Geschichte von einer Person, deren Körper als »gelähmt« markiert wird und die von ihren Freund*innen durchs Dach gelassen wer-

* Die Literaturhinweise finden Sie auf Seite 12.

den muss (Lukas 5,18-19) gelesen und lerne durch Julia Schönbeck eine für mich neue und so wichtige Perspektive:

»(...) So sieht sie aus, die Konsequenz, wenn wir Zugänge für behinderte Menschen nicht von vorne herein mitdenken. Unter hohem personellen, finanziellen und zeitlichen Aufwand müssen wir ganze Dächer einreißen, um nachträglich Zugänge zu schaffen. Ich frage mich: Wo bin ich Teil der Masse, die im Weg steht? Wo habe ich andere Perspektiven und Voraussetzungen nicht mitgedacht? Und welche Barrieren und Dächer könnten wir ganz grundsätzlich mal einreißen« (Schönbeck, 2025, S. 84)?

Auf Wegen zu einer inklusive(re)n Kirche brauchen wir Räume, in denen wir gemeinsam mit vielfältigen Perspektiven diese Frage nach Barrieren und Dächern nicht nur theoretisch reflektieren, sondern den Mut finden, Barrieren und Denkstrukturen praktisch und konsequent einzureißen. ■

Eine Dolmetscherin für Gebärdensprache während eines Gottesdienstes in der Stadt Butembo in der Region Kivu der DR Kongo

© Foto: Uli Baege, VEM



WEITERFÜHRENDE LITERATUR UND INFORMATIONEN

Ableismus

bezeichnet Diskriminierung und gesellschaftliche Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderungen. Sie beruhen auf der Vorstellung, dass »typische« körperliche oder geistige Fähigkeiten überlegen seien.

Ableismus zeigt sich auf vielen Ebenen – etwa in Gebäuden ohne Rampen, in Arbeitgebern, die Menschen mit Behinderungen weniger zutrauen, oder wenn Menschen im Rollstuhl nicht direkt angesprochen werden.

Doch Ableismus geht über einzelne diskriminierende Handlungen hinaus. Er ist oft strukturell in Gesellschaften verankert, etwa in der Gestaltung von Städten, Gesetzen oder Arbeitsplätzen, die sich an einem vermeintlich »normalen« Körper und Geist orientieren.

Selbst gut gemeinte Haltungen können Ableismus reproduzieren, etwa wenn Menschen mit Behinderungen geringere Erwartungen entgegengebracht werden oder alltägliche Aktivitäten als außergewöhnliche Leistung dargestellt werden.

Quelle: Fiona Kumari Campbell: *Contours of Ableism: The Production of Disability and Aabledness* (2009)

Inklusion lt. der UN-Behindertenrechtskommission (CRPD) Art.1

Der Zweck dieses Übereinkommens ist es, dafür zu sorgen, dass Menschen mit Behinderungen alle Menschenrechte und Grundfreiheiten vollständig und gleichberechtigt wahrnehmen können. Gleichzeitig soll die Achtung ihrer Würde gestärkt werden.

Als Menschen mit Behinderungen gelten Personen, die dauerhafte körperliche, psychische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben. In Verbindung mit gesellschaftlichen Barrieren können diese Beeinträchtigungen dazu führen, dass sie nicht gleichberechtigt und uneingeschränkt am gesellschaftlichen Leben teilhaben können.

Quelle: <https://social.desa.un.org/issues/disability/crpd/article-1-purpose>

Intersektionalität

beschreibt, wie verschiedene Formen von Diskriminierung und Benachteiligung sich überschneiden und zusammenwirken können. Beispielsweise kann eine Schwarze Frau sowohl von Rassismus als auch von Sexismus betroffen sein. Der Begriff wurde von der amerikanischen Juristin Kimberle Crenshaw geprägt. Er macht deutlich, dass diese verschiedenen Diskriminierungsformen nicht getrennt voneinander betrachtet werden können, sondern sich gegenseitig verstärken und zu spezifischen Erfahrungen führen.

(Quelle: Vecera, Sarah (Hrsg.). (2025). *Gemeinsam anders: Für eine vielfältige und gerechte Zukunft. bene!*)

- **Arstein-Kerslake, Anna, & Quinn, Gerard.** (2014). The UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities and church engagement. *Journal of Disability and Religion*, 18(2), 95–113.
- **Bach, Ulrich.** (o. J.). Wie predige ich Heilungsgeschichten? Korrekturprogramm für Auslegungen biblischer Texte. <https://ulrich-bach.de/wie-predige-ich-heilungsgeschichten/>
- **Bible.** (1989). The Holy Bible: New Revised Standard Version (NRSV). 1 Corinthians 12.
- **Börner, Matthias.** (2018). Inklusion im kulturellen Kontext: Beobachtungen aus der Praxis der diakonischen Arbeit der Vereinten Evangelischen Mission (VEM). In Michael Geiger & Miriam Stracke-Bartholomai (Hrsg.), *Inklusion denken: Theologisch, biblisch, ökumenisch, praktisch* (S. 196–203). W. Kohlhammer.
- **Ecumenical Disability Advocates Network.** (2016). Disability, church, and society: An ecumenical perspective. World Council of Churches.
- **Eiesland, Nancy L.** (1994). *The disabled God: Toward a liberatory theology of disability*. Abingdon Press.
- **Indonesian Government.** (2016). Law of the Republic of Indonesia No. 8/2016 on persons with disabilities.
- **Schönbeck, Julia.** (2025). Nicht ohne uns: Warum eine inklusive Kirche mehr braucht als Rollstuhlrampen. Neukirchener. Julia Schönbeck teilt ihr Wissen außerdem auf der Webseite www.lauterleise.de und auf Instagram unter [@lauterleise](https://www.instagram.com/lauterleise).
- **Staub, Sarah.** (o. J.). Der behinderte Gott. <https://www.reflab.ch/der-behinderte-gott> und auf Instagram: [@die.fromme.haeretikerin](https://www.instagram.com/die.fromme.haeretikerin)
- **Swinton, John.** (2016). *Becoming friends of time: Disability, timefulness, and gentle discipleship*. Baylor University Press.
- **Theoversity. (o. J.).** Literaturlisten: Dis/Ability-Theologie. <https://www.theoversity.com/literaturlisten/theologien/dis-ability-theologie/>
- **United Nations.** (2006). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD).
- **Vecera, Sarah (Hrsg.).** (2025). *Gemeinsam anders: Für eine vielfältige und gerechte Zukunft. bene!*
- **Vecera, Sarah.** (2023). Wie ist Jesus weiß geworden: Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus. Patmos. Sarah Vecera teilt ihr Wissen außerdem im Podcast Stachel & Herz ([unitedinmissionpodcast.podigee.io](https://www.unitedinmissionpodcast.podigee.io)) und auf Instagram unter [@moyo.me](https://www.instagram.com/moyo.me).
- **World Health Organization.** (2010). *Community-based rehabilitation: CBR guidelines*. WHO.
- **World Health Organization & World Bank.** (2011). *World report on disability*. WHO Press.

ER HILFT MIR, IHR LICHT ZU SEHEN

Von Cecilia Sembiring

Als Kind mit einer genetisch bedingten Sehbeeinträchtigung war der Besuch der Sonntagsschule, wo wir manchmal reihum Bibelverse laut lesen mussten, keine angenehme Erfahrung. Wir wissen ja: Bibeltexte sind ziemlich klein gedruckt. Während ich mich abmühte zu lesen, flüsterten manche Kinder, andere versuchten mir zu helfen, und ich fühlte mich dabei sehr unwohl.

Damals konnte ich noch Bücher und sogar Zeitungen lesen, auch wenn ich langsamer war als die meisten anderen und genügend Licht brauchte. Dunkelheit ist mein größter Feind. Im Dunkeln kann ich praktisch gar nichts sehen.

Mein Augenleiden verschlimmerte sich, als ich in der neunten Klasse war. An einem Samstagmorgen erschien plötzlich ein verschwommener Pigmentfleck auf meinem linken Auge (meinem dominanten Auge), der meinem Blick folgte, sobald ich versuchte, etwas zu fokussieren. Das beeinträchtigte meine Fähigkeit zu lesen und wirkte sich auf meine Schulnoten aus. Um damit umgehen zu können, mussten einige Anpassungen vorgenommen werden. Das war ein schmerzhafter Prozess.

In dieser Zeit, in der ohnehin viel in meinem Leben los war, schenkte ich der Kirche nicht besonders viel Aufmerksamkeit. Meine Familie und ich gingen zwar an den meisten Sonntagen in den Gottesdienst, aber nicht in unsere Heimatgemeinde. Darüber war ich ziemlich froh, denn so musste ich nicht in die Sonn-

tagsschule gehen. Ich wollte einfach nur mein Leben leben und die Mittelstufe abschließen.

Erst als ich in der elften Klasse war und es Zeit wurde, den Katechismusunterricht zu besuchen, gingen wir wieder in die GBKP. Nach meiner Konfirmation besuchten wir dort regelmäßig den Sonntagsgottesdienst. Doch ich wollte nicht zu den Treffen der Jugendgruppe gehen, weil ich dachte, dass ich mit den Leuten dort nicht wirklich zusammenpasse.

»
Doch ich wollte nicht zu den Treffen der Jugendgruppe gehen, weil ich dachte, dass ich mit den Leuten dort nicht wirklich zusammenpasse. «

Dinge begannen sich zu verändern, als ich an die Universität kam. Ich wollte Teil von etwas Größerem sein, und ich dachte darüber nach, Theater zu spielen oder einem Orchester beizutreten. Aber ich tat keines von beidem, weil ich nicht zu lange auf dem Campus bleiben und nicht

spät abends nach Hause gehen wollte – denn im Dunkeln kann ich kaum etwas sehen.

An unserer Universität gibt es eine ökumenische Gemeinschaft. Anfangs nahm ich fast jeden Freitag an ihrem Gottesdienst teil. Ich wurde in ihre Veranstaltungen einbezogen und schließlich sogar Vorstandsmitglied der Gemeinschaft. Dort halfen mir ältere Studierende sehr und brachten mir vieles bei. Ich fühlte mich geliebt und angenommen. Ich lernte Gottes Wort besser kennen, wurde ermutigt, in eine tiefere Beziehung zu ihm zu wachsen, und seine Liebe mit anderen zu teilen. Durch dieses Engagement war es für mich plötzlich nicht mehr so schlimm, spät abends nach Hause zu gehen.

→ Von Cecilia Sembiring

Eines Tages nahm ich an einem Seminar in der Kirche einer Freundin teil. Dort wurde Johannes 9,1 erwähnt: »Als Jesus weiterging, sah er einen Mann, der von Geburt an blind war.« Der Referent sagte, dass Jesus nicht einen »blinden Mann« sah, sondern »einen Mann, der blind ist«. Dass Jesus mich als Person sieht und dass meine Behinderung nicht meine Identität ist – das war etwas, das ich unbedingt hören musste.

Als mein Studienabschluss näher rückte, begann ich darüber nachzudenken, wo ich meinen Dienst weiterführen würde – aber die GBKP war dabei nicht im Blick. Ich hatte das Gefühl, in meinen drei Jahren Campus-Ministry viel mehr empfangen zu haben als in meiner Gemeinde in über einem Jahrzehnt. Doch dann half mir an einem Sonntag ein Lied zu erkennen, dass meine Kirche gar kein schlechter Ort ist. Das Lied wurde von einem GBKP-Mitglied geschrieben, und der Text handelt von Gott und von der Freude, ihn zu loben. Meine Kirche ist nicht perfekt, aber sie ist stabil und lebendig.

Danach machte ich gerne mit, wenn die Leitenden unserer Jugendgruppe mich fragten, ob ich helfen möchte – sei es als Musikerin oder als Lobpreisleiterin. Im Jahr 2021 trat ich dem Organisationskomitee für die Osterveranstaltungen unserer Gemeinde bei. Danach wurde ich Teil von verschiedenen Organisations-Teams bei unterschiedlichen Veranstaltungen in der Gemeinde. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich

schon viel besser und viel selbstverständlicher über meine Einschränkung sprechen. Einige der Menschen, die mich einluden, wussten bereits von meiner Situation, weil ich bei verschiedenen Gelegenheiten darüber gesprochen hatte. Ich bin dankbar, dass sie mir helfen und mich dennoch als eigenständige Person behandeln.

Ich freue mich auch sagen zu können, dass meine Schwester – deren Sehbeeinträchtigung noch stärker ist als meine – als Schlagzeugerin in unserer Kirche dient. Meistens helfen meine Mutter oder ich ihr dabei, sich zu bewegen (da unsere Kirche viele Treppen hat), aber auch andere ergreifen die Initiative und unterstützen sie.

Je mehr Zeit ich in unserer Gemeinde verbringe, desto mehr merke ich: Unsere Gemeinschaft ist freundlich und einladend. Meine Schwester und ich sind nicht die einzigen Menschen mit besonderen Bedürfnissen. Ich weiß, dass es in der Männergemeinschaft jemanden mit einer geistigen Behinderung gab, und die anderen Mitglieder haben ihn sehr gut behandelt. Unsere Kirche muss weiter lernen, Menschen mit Behinderungen besser zu unterstützen – aber ich glaube, wir sind auf einem guten Weg.

Durch mein Engagement lernte ich die VEM kennen und bewarb mich für das Süd-Nord-Freiwilligenprogramm. Ich war überglücklich, als ich angenommen wurde. Ich möchte unbedingt ausprobieren, in Deutschland zu leben und einen Beitrag in meiner

» » **Dass Jesus mich als Person sieht und dass meine Behinderung nicht meine Identität ist – das war etwas, das ich unbedingt hören musste.** « «

Einsatzstelle zu leisten. Ich weiß, dass es herausfordernd sein kann, in einer unbekanntem Umgebung zu leben und neue Menschen aus anderen kulturellen Hintergründen kennenzulernen. Doch Gott hat mich gelehrt, besser zu kommunizieren. Ich vertraue darauf, dass er für mich sorgen wird, manchmal durch Menschen, von denen ich es am wenigsten erwarte, und dass ich in ihm Dinge tun kann, die ich mir nie hätte vorstellen können. Das tue ich alles zu seiner Ehre. Ich habe erlebt, wie er Wunder in meinem Leben getan hat, und ich freue mich darauf, zu sehen, wie er seine Kraft durch mich sichtbar macht.

Können Sie das Wort in Brailleschrift unten in blau lesen? Auf Seite 16, in der Meditation, finden Sie das Alphabet in Brailleschrift. Versuchen Sie es! ■

Eine der Bibeln in Brailleschrift, die Sie in der Ausstellung des Evangelischen Bibelwerks im Rheinland finden können.

© Foto: VEM

WEGE ZU EINER INKLUSIVEN KIRCHE

1	2	3	4	5	6
Grundform	A	B	C	D	E
	K	L	M	N	O
	U	V	X	Y	Z
	AU	EU	EI	CH	SCH
	ÄU	Ä	IE	Zahlen-	zeichen
	,	;	:		?

Zahlen werden mit den Buchstaben A-J und vorangestelltem Zahlenzeichen gebildet (siehe Beispiel →)

Das abgebildete Blindenschrift-Alphabet, System Louis Braille, erhalten Sie beim Dachverband der evangelischen Sehbehindertenseelsorge, www.debess.de. Wir bedanken uns beim Evangelischen Bibelwerk im Rheinland für die Leihgabe.

					Gruppe I
F	G	H	I	J	
					Gruppe I ergänzt um Punkt 3
P	Q	R	S	T	
					Gruppe I ergänzt um Punkt 3 + 6
					Gruppe I ergänzt um Punkt 6
		Ü	Ö	W	
					Abweichende Bildungen
.	-	,			
					Die Zeichen der Gruppe I sind heruntergesetzt
!	()	""	*	""	
					345
1	2	3	4	5	



VON INDIVIDUELLER FÖRDERUNG ZU GESELLSCHAFTLICHER TEILHABE

Was die inklusive Arbeit mit Kindern mit Behinderungen aus Bethel für Kirche und Diakonie lehrt

Von Kathrin Christine Steinkamp

Inklusion beginnt oft leise. Mit einem ersten Schritt, einem Blick, einer Beziehung. Der Weg des ukrainischen Jungen Artem steht exemplarisch für das, was inklusive Arbeit in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel ausmacht – und wozu sie Kirche und Diakonie herausfordert. Artem* kam 2022 zusammen mit mehr als 100 anderen, ebenfalls beeinträchtigten Kindern und Jugendlichen sichtlich geschwächt von Krieg und Flucht nach Bethel: nicht sprechend, körperlich stark eingeschränkt, auf den Rollstuhl angewiesen. Was folgte, war keine schnelle Lösung, sondern geduldige, intensive Begleitung. Acht Monate lang förderten Mitarbeitende seine Kräfte, bis Artem aufstehen und gehen konnte. Heute besucht er erstmals eine Schule, die Mamre-Patmos-Schule, und unternimmt Spaziergänge – begleitet von einem Ehrenamtlichen, dessen Engagement zeigt, wie sehr Inklusion von Beziehungen lebt.

Diese Geschichte erzählt von individueller Förderung, doch sie weist darüber hinaus. Denn Artems Entwicklung ist nicht nur therapeutischer Erfolg, sondern Ausdruck eines inklusiven Verständnisses von Teilhabe: Ein Kind mit schwerer Behinderung wird nicht auf seine Defizite reduziert, sondern als lernendes, fühlendes, soziales Wesen wahrgenommen. Ehrenamtliche werden zu Brückenbauern zwi-

schen professioneller Hilfe und gelebter Gemeinschaft. Inklusion wird hier nicht verordnet, sondern gelebt – im gemeinsamen Gehen, Singen, Dasein. Und plötzlich gewinnt ein alter biblischer Satz neue Aktualität: »Und ein Kind wird sie leiten« (Jesaja 11,6) – ein Satz aus der Vision des Propheten, der von einer Welt spricht, in der Stärke, Macht und Normalität neu definiert werden.

Ähnlich grundlegend ist der Weg von Marvin Schmäck, auch wenn er aus einem anderen Kontext stammt. Als Jugendlicher geriet er in Kontakt mit Drogen und Kriminalität, bis er im »Wendepunkt«, einer Betheler Jugendhilfeeinrichtung der Hoffnungstaler Stiftung Lobetal, Halt fand. Entscheidend war nicht allein Struktur oder Kontrolle, sondern ein wertschätzender Umgang, der Verantwortung einforderte und Entwicklung ermöglichte. Heute ist Marvin ausgebildeter Erzieher und Teil des Teams, das Jugendlichen neue Perspektiven eröffnet. Aus Hilfe wurde Teilhabe, aus Förderung Verantwortung für andere.

Beide Geschichten zeigen: Diakonische Arbeit entfaltet ihre Kraft dort, wo Menschen nicht auf ihre Problemlagen festgeschrieben werden. Sie braucht Zeit, Beziehungen und den Mut, Potenziale zu sehen, wo andere Grenzen vermuten. Inklusion ist dabei kein Sonderprogramm, sondern eine Haltung. Das zeigt



*Aus Hilfe wurde Teilhabe,
aus Förderung
Verantwortung für andere.*



sich auch im schulischen Alltag Bethels, etwa in gemeinsamen Arbeitsgruppen und Projekten der Mamre-Patmos-Schule und der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schulen. In Kunst, Sport, Musik oder Kochen begegnen sich die Jugendlichen der Förderschule und des Gymnasiums mit und ohne Behinderung auf Augenhöhe – selbstverständlich, alltäglich, ohne großes Label.

Auch in der Öffentlichkeitsarbeit wird dieser Ansatz sichtbar: In der integrativen Öffentlichkeitsarbeit des Dankorts engagieren sich 55 Menschen mit Behinderungen im Alter von 20 bis 65 Jahren ehrenamtlich. Nach Schulung und Hospitation begleiten sie Besuchergruppen – Konfirmandinnen und Konfirmanden, Schulklassen oder Erwachsene –, wirken bei Veranstaltungen mit oder reisen zu Spendertreffen. Als »iÖs« bringen sie ihre eigenen Erfahrungen ein, berichten offen von Schule, Arbeit, Familie, Ausgrenzung und Alltag, von Hobbys und Urlauben, und formulieren klar ihre Erwartungen an unsere Gesellschaft: Respekt, Gleichberechtigung und einen selbstverständlichen Umgang auf Augenhöhe. Gerade diese persönlichen Begegnungen hinterlassen Eindruck und machen Inklusion erfahrbar – leise, alltagsnah und nachhaltig.

* Der Name »Artem« ist ein ukrainischer Name. Er wurde bewusst von den v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel gewählt, um die Privatsphäre des Jungen zu schützen. Auch das Foto wahrt seine Anonymität und zeigt ihn bei einem Spaziergang mit einem Betreuer.

© Fotos: Stiftung Bethel / Matthias Cremer



Marvin Schmäck ist heute ausgebildeter Erzieher: Aus Hilfe wurde Teilhabe, aus Förderung Verantwortung für andere. © Foto: Stiftung Bethel / Frederic Schweizer

Für Kirche und Diakonie liegt hier eine klare Lehre: Gesellschaftliche Teilhabe entsteht nicht erst durch große Konzepte, sondern durch verlässliche Beziehungen und gemeinsames Handeln im Alltag. »Einfach mal machen« – dieser pragmatische Ansatz öffnet Räume, in denen Menschen wachsen können. In einer Zeit gesellschaftlicher Spaltung erinnert die inklusive Arbeit in Bethel daran, dass Teilhabe kein Ziel am Ende des Weges ist, sondern ein Prozess, der mit dem ersten Schritt beginnt. Und manchmal mit der einfachen Entscheidung, gemeinsam zu gehen. Wo Menschen begleitet werden, ihre eigenen Schritte zu gehen, wächst Gemeinschaft. Und wo Gemeinschaft wächst, wird sichtbar, wozu Kirche berufen ist: Hoffnung zu leben – gemeinsam, vielfältig und getragen von Gottes Zusage. ■



»NICHT OBJEKTE, SONDERN EBENBILD GOTTES«

Was ich in Kigeme (Ruanda) über Ausgrenzung, Sprache und die diakonische Aufgabe der Kirche gelernt habe

Von Ernest Bayisabe

Das Böse ist nicht nur im menschlichen Herzen, sondern auch in sozialen Strukturen.... Die Mission der Kirche umfasst sowohl die Verkündigung des Evangeliums als auch dessen praktische Demonstration. Deshalb müssen wir evangelisieren, auf unmittelbare menschliche Bedürfnisse reagieren und uns für gesellschaftliche Veränderung einsetzen.«

Mit diesem Gedanken bin ich in meine Forschung* gegangen. Denn körperliche Behinderung ist in Ruanda kein Randthema. Viele Menschen sind betroffen und viele erleben, dass sie trotz gesellschaftlicher Fortschritte weiterhin ausgegrenzt werden. In den letzten Jahren wurden wichtige Schritte unternommen: Es gibt Gesetze gegen Diskriminierung, es gibt nationale Strukturen zur Förderung von Teilhabe und Initiativen zur Unterstützung von Menschen mit Behinderung. Doch in meinem Blick auf die Realität vor Ort wurde deutlich: Ausgrenzung besteht weiter.

Was mich am meisten beschäftigt hat: Ausgrenzung beginnt nicht erst bei fehlenden Rampen oder unzugänglichen Gebäuden. **Sie beginnt oft viel früher – mit Sprache.** Menschen mit körperlicher Behinderung werden in Ruanda noch immer mit Begriffen bezeichnet, die sie entwürdigen und auf ihre Einschränkung reduzieren. Unsere Sprache spiegelt kulturelle Einstellungen und ein negatives Verständnis gegenüber Menschen mit körperlichen Behinderungen wider. Linguistisch

lassen sich Wörter wie »ikimuga« und »igicumba« analysieren: i-ki-muga, i-ki-cumba. Dabei steht »-ki-« im Kinyarwanda für die Klasse der Objekte (Klasse 7, »inteko ya 7«). Dadurch wird ein Mensch sprachlich zu einem Objekt gemacht.

Manche werden nicht beim Namen genannt, sondern nach dem betroffenen Körperteil etikettiert. Ein Interviewpartner sagte: »Ich will diese Namen nicht. Ich bin ein Mensch wie sie, geschaffen im Ebenbild Gottes. Mich behindert zu nennen bedeutet, mich zu beleidigen und mir Schuldgefühle zu geben.«



Wer sprachlich zum Objekt gemacht wird, wird schneller auch sozial ausgeschlossen.

Darum ist inklusive Sprache kein Nebenthema, sondern ein Schlüssel zur Veränderung.



Für mich wurde hier klar: **Sprache ist nicht neutral.** Sie prägt Wahrnehmung, Beziehungen und Zugehörigkeit. Wer sprachlich zum Objekt gemacht wird, wird schneller auch sozial ausgeschlossen. Darum ist inklusive Sprache kein Nebenthema, sondern ein Schlüssel zur Veränderung.

Eng verbunden mit Sprache sind **kulturelle Deutungen.** In mehreren Gesprächen hörte ich, dass Behinderung als Strafe, Fluch oder Folge von Sünde verstanden wird – manchmal sogar als »Familienproblem«, das über Generationen weitergegeben werde. Solche Vorstellungen erzeu-

*Anmerkung: Dieser Artikel fasst zentrale Ergebnisse meiner Fallstudie zusammen, die ich im Rahmen einer akademischen Arbeit in der Anglican Church of Rwanda (EAR), Diözese Kigeme, durchgeführt habe.

gen Scham und Angst. Manche Familien verstecken Angehörige, Kinder mit Behinderung bleiben zuhause, und Teilhabe wird verhindert, bevor sie überhaupt beginnen kann.

In Ruanda kommt ein weiterer Kontext hinzu: **die Folgen des Genozids an den Tutsi 1994**. Viele Menschen überlebten, tragen aber körperliche und psychosoziale Verletzungen. Behinderung ist deshalb nicht nur ein soziales Thema, sondern auch Teil einer kollektiven Wunde.

Neben Sprache und kulturellen Vorstellungen spielen auch praktische Barrieren eine Rolle: unzugängliche Schul- und Kirchengebäude, fehlende inklusive Lernmaterialien, unzureichend geschulte Lehrkräfte und schwierige Wege. Ein Teilnehmer berichtete von einem Jugendlichen, der die Schule abbrechen musste, weil die neue Schule auf einem Hügel lag und ohne Rollstuhl und geeignete Wege nicht erreichbar war. Solche Beispiele zeigen: Oft scheitert Teilhabe nicht am Willen der Betroffenen, sondern an fehlender Zugänglichkeit.

Gleichzeitig habe ich in Kigeme auch Hoffnung gesehen. In meinen Ergebnissen wurde deutlich, dass die Diözese eine wichtige **diakonische Rolle** übernimmt. Mehrere Gesprächspartner berichteten von Unterstützung bei Krankenversicherung, medizinischer Versorgung, Beratung, Schulgeld sowie Hilfe mit Nahrung und Kleidung. Ein Teilnehmer sagte:

»Ich bin froh, dass die Kirche uns hilft, den Weg zu finden, damit wir den Ort des Gottesdienstes erreichen können.«

Für mich ist das ein starkes Bild: Kirche wird dort glaubwürdig, wo sie nicht nur predigt, sondern Wege öffnet – im wörtlichen und im übertragenen Sinn. Diakonie bedeutet mehr als Hilfeleistung. Sie

ist Ausdruck des Evangeliums und gehört zur Mission der Kirche.

Theologisch steht für mich im Zentrum: **Menschen mit Behinderung sind ein Geschenk Gottes (»imapano y’Imana«) und im Ebenbild Gottes (»ishusho y’Imana«) geschaffen**. Diese Überzeugung widerspricht jeder Kultur der Abwertung. Würde hängt nicht an Leistungsfähigkeit oder körperlicher Stärke.

Mein Wunsch ist, dass die Kirche für alle inklusiv ist und besonders die Verwundbaren willkommen heißt – einschließlich Menschen mit körperlichen Behinderungen. Die detaillierten Empfehlungen richten sich an Kirchen und Kirchenleitungen:



Ausgrenzung verschwindet nicht automatisch durch Programme. Sie verschwindet, wenn Gemeinschaften sich verändern – in Sprache, Haltung und Strukturen.



- Beratung, Begleitung und Jobmöglichkeiten stärken
- Einen sicheren Ort für Beratung, Seelsorge und Bibelunterricht organisieren
- Teilnahme an christlichen Aktivitäten erleichtern
- Aktivitäten planen, die die Selbstständigkeit von Menschen mit Behinderung fördern und bestehende soziale Maßnahmen verbessern
- Inklusion zur Priorität machen
- jede Form von Stereotypen und negativen Einstellungen gegenüber Behinderung vermeiden

Am Ende bleibt für mich eine einfache Schlussfolgerung: Ausgrenzung verschwindet nicht automatisch durch Programme. Sie verschwindet, wenn Gemeinschaften sich verändern – in Sprache, Haltung und Strukturen. Menschen mit körperlicher Behinderung sind nicht »Objekte«. Sie sind Ebenbild Gottes. ■

INKLUSION BEGINNT MIT ZUHÖREN

Im Gespräch mit Thea Hummel, Leiterin der Abteilung Advocacy der VEM, erklärt Autorin Julia Schönbeck, warum Inklusion ein fortlaufender Prozess ist, welche Barrieren Menschen mit Behinderung in der Kirche erleben und warum echte Teilhabe mehr bedeutet als gute Absichten

Thea Hummel: Liebe Julia, dein Buch »Nicht ohne uns« ist fast genau vor einem Jahr erschienen.

Wie ist dein Fazit ein Jahr nach der Veröffentlichung? Was hat sich für dich verändert und welche Reaktionen gab es auf das Buch?

Julia Schönbeck:

Ich war sehr gespannt, wie Menschen das Buch aufnehmen, weil zwischen Schreiben und Veröffentlichung viel Zeit vergeht und Rückmeldungen erst später kommen. Am meisten berührt hat mich, wenn Menschen gesagt haben, dass sie sich in den Erfahrungen wiederfinden. Das hat mir besonders viel bedeutet, weil es bisher einfach nicht so viel gab oder ich selbst auch immer auf der Suche nach solchen Texten war.

Thea Hummel:

Waren die Rückmeldungen, die du bekommen hast, auch sehr vielfältig? Du hast auch Lesungen gemacht. Haben dich manche Reaktionen überrascht? Zum Teil bist du sehr kritisch und sprichst an, wie Kirche mit Menschen mit Behinderung umgeht und dass es da auch eine bequeme Haltung geben kann, die Menschen ausschließt.

Julia Schönbeck:

Ablehnende oder kritische Reaktionen bekomme ich fast gar nicht. Das heißt aber nicht unbedingt, dass alle das so sehen wie ich. Bei Veranstaltungen zu Inklusion und Kirche oder bei einer Podiumsveranstaltung wie dem Kirchentag kommen vor allem Menschen, die ohnehin schon überzeugt sind und die sich selber dafür engagieren, die in dem Bereich arbeiten oder die eine eigene Behinderung haben. Somit ist man ist ein bisschen unter sich. Deshalb glaube ich nicht, dass es keine anderen Haltungen

gibt – die Frage ist eher, ob sich diese Menschen damit auseinandersetzen oder Rückmeldung geben.

Grundsätzlich klingt es erst einmal positiv, wenn keine Kritik kommt, aber manchmal wünsche ich mir mehr Diskurs und konstruktiven Streit. Ich sage nicht, dass alles, was ich sage, die ultimative Wahrheit ist. Manchmal frage ich mich, ob es bei Inklusion auch ein bisschen Gleichgültigkeit gibt. Da hätte ich mir manchmal mehr Widerstand gewünscht, damit sich etwas bewegen kann.

Thea Hummel:

»Vielleicht gibt es auch eine Angst, niemanden verletzen zu wollen? Das klingt erst einmal gut. Aber es endet meist damit, dass kein richtiger Diskurs entsteht. Ich glaube, das hat auch damit zu tun, dass das Thema teilweise noch tabuisiert ist.

Kirche hat den Anspruch, offen und einladend zu sein und dass alle willkommen sind. Du schreibst, dass Menschen mit Behinderung oft nicht selbstverständlich mitgedacht werden.

Und, wenn, dann eher als Empfänger*innen von Wohltätigkeit oder als Teilnehmende, aber nicht als aktive Mitgestalter*innen.

Was muss sich aus deiner Perspektive diesbezüglich ändern in Kirche?

Julia Schönbeck:

Ich möchte viel lieber selbst mitdenken können, anstatt nur mitgedacht zu werden – auch wenn das schon ein guter erster Schritt wäre. Und ich glaube, gerade wenn man Ableismus mit anderen Diskriminierungsformen vergleicht, ist dieses Gutgemeinte, Beschützende und Wohlwollende oft noch stärker.



Ich möchte viel lieber selbst mitdenken können, anstatt nur mitgedacht zu werden.





Julia Schönbeck, 3.v.l. hintere Reihe, und Thea Hummel, vorne links, beim Booklaunch von *Gemeinsam anders* (Hrsg. Sarah Vecera) während des Kirchentages 2025 in Hannover

© Foto: Susanne Seiler / VEM

Die wenigsten Menschen in der Kirche würden von sich behaupten, dass sie absichtlich Menschen mit Behinderung ausgrenzen wollen. Deswegen finde ich es wichtig, nicht von Behindertenfeindlichkeit zu sprechen, weil das immer so klingt, als wäre es mit Absicht. Nicht, dass es das gar nicht gibt. Es gibt immer noch Gewalt, und darüber müssen wir auch sprechen. Aber vieles von Diskriminierung und Barrieren ist eher unabsichtlich oder nicht mitgedacht oder gut gemeint und am Ende trotzdem diskriminierend.

Ich glaube, da kommen wir nur raus, wenn Menschen zuhören und nicht für andere sprechen.

Manchmal ist das ein Dilemma: Einerseits wird gesagt, wir sollen warten, bis Menschen selbst für sich sprechen können, Aber das geht nur, wenn wir überhaupt gemeinsam in einem Raum sind, egal ob digital oder physisch. Dafür müssen wir erst eine Grundlage von Barrierefreiheit schaffen, damit Menschen an solchen Prozessen teilhaben können.

Und dann ist immer die Frage, wo fange ich an? Also wenn dann Menschen sagen, »Wir brauchen ja keinen Aufzug, weil bei uns war ja noch nie eine Roll-

stuhlfahrerin!«, dann denke ich ja, wie soll sie halt auch, wenn ihr keinen Aufzug habt? Deshalb müssen wir anfangen, Barrieren abzubauen, damit Teilhabe möglich wird – auch auf Entscheidungsebenen. Es ist wichtig, am Gottesdienst teilnehmen zu können, aber ich möchte ihn auch leiten können.

Dieser Schritt fehlt noch: Menschen mit Behinderung als Menschen zu sehen, die etwas einbringen können und schon jetzt Teil der Kirche sind – nicht erst, weil wir es ihnen erlauben. Das ist wichtig!

Thea Hummel:

Der Titel unseres VEM-Journals lautet »Auf dem Weg zu einer inklusiven Kirche«. Und eine der Autorinnen, meine Kollegin Katharina Haubold, hat geschrieben, dass sie es eigentlich besser fände, wenn der Titel heißen würde »Auf dem Weg zu einer inklusiveren Kirche«, um zu zeigen, dass Inklusion kein statischer Zustand ist oder ein Zielpunkt, den wir erreichen müssen und dann als Status quo definieren. Und was bedeutet für dich eine inklusive Kirche? Und wo stehen wir deines Erachtens auf diesem Weg dorthin?

→ Julia Schönbeck:

Mein Bild und meine Vorstellung von Kirche ist immer eine inklusive Kirche. Für mich liegt der Unterschied zwischen Inklusion und Integration darin, dass es nicht so ist, dass hier die Kirche ist und dort die Menschen mit Behinderung, und wir holen sie hinein. Sondern sie sind schon da und schon Teil der Kirche – nicht mehr und nicht weniger als alle anderen auch.

Und ich stimme deiner Kollegin zu: Wir sind noch nicht an einem Ziel, sondern es ist ein Prozess. Das kann auch entlastend sein, weil zum Beispiel das Wort Barrierefreiheit manchmal nach einem unerreichbaren Ideal klingt. Wenn ich sage, ich möchte eine Veranstaltung barrierefrei machen, gibt es ganz unterschiedliche Bedarfe, die sich manchmal auch gegenüberstehen. Und wenn man ehrlich ist, ist es auch eine Ressourcenfrage.

Aber wir fangen an und lassen uns nicht von dem Ideal abschrecken. Nur weil wir vielleicht ein oder zwei Dinge heute noch nicht hinkriegen, heißt das nicht, dass wir gar nicht anfangen sollten. Wir gehen einen ersten Schritt, morgen den nächsten. Vielleicht ist noch nicht alles optimal, vielleicht benutze ich auch mal einen Begriff, der nicht ganz richtig war – aber ich habe angefangen, darüber zu sprechen und lerne weiter dazu. So kommt man voran.



Deshalb finde ich es wichtig, Inklusion auch intersektional zu denken. Menschen machen sehr unterschiedliche Erfahrungen: Eine Frau mit Behinderung macht andere Erfahrungen als ein Mann mit Behinderung, und eine Person, die mit einer Behinderung geflohen ist, hat andere Herausforderungen erlebt als ich, die in Deutschland aufgewachsen ist. Menschen nicht auf ein Merkmal zu reduzieren, sondern sie in ihrer ganzen Lebensrealität wahrzunehmen – auch da gibt es in diesem Prozess noch viele Schritte zu tun.

Thea Hummel:

Bei der Vorbereitung dieser Journalausgabe zur inklusiven Kirche haben wir auch geschaut, woran wir selber, als Gemeinschaft von Kirchen, noch arbeiten müssen. Und was würdest du sagen, was braucht es in uns, dass wir nicht nur darüber nachdenken, sondern wir ins Handeln zu kommen?

Julia Schönbeck:

Also einerseits würde ich sagen, einfach anfangen, auch wenn das irgendwie sehr vereinfacht klingt. Aber wirklich zu sagen, wir schauen jetzt erst mal auf das, was wir alleine schon mal anfangen können, ohne viele Expert*innen in unseren Reihen zu haben. Es gibt online Checklisten zu vielen Themen, angefangen bei digitaler Barrierefreiheit, wenn man ein bisschen recherchiert.

Große Institutionen müssen sich fragen, wie können wir uns als Arbeitsplatz inklusiv aufstellen. In dem Projekt, in dem ich arbeite, begleiten wir Unternehmen und Institutionen, die sich als Arbeitsplatz inklusiver aufstellen wollen, stellen ihnen Berater*innen mit Behinderung an die Seite, für ein Jahr.

Und ich glaube, wenn wir diese Strukturen irgendwie offener gestalten und somit auch in Zukunft einfach eine diversere Mitarbeiterschaft haben, dann kommen gewisse Themen einfach automatisch mehr auf den Plan, so wie es bei anderen Diskriminierungsformen auch ist. Inklusion sollte kein Sonderthema sein, wie in diesem VEM-Journal, sondern sich wie ein roter Faden durch alle Themen ziehen, indem unterschiedliche Perspektiven selbstverständlich mitgedacht werden

Julia Schönbeck mit ihrem Buch „Nicht ohne uns, Warum eine inklusive Kirche mehr braucht als Rollstuhlrampen“
Verlag Neukirchener. © Foto: privat

Thea Hummel:

Einerseits gibt es mehr Aufmerksamkeit für das Thema Inklusion, gleichzeitig verändert sich strukturell oft noch wenig. Viele Menschen machen die Erfahrung, dass darüber gesprochen wird, aber grundlegende Veränderungen nur langsam passieren.

Du hast trotzdem gesagt, du bist überzeugt, dass die Zukunft der Kirche inklusiv ist. Was macht dir trotz dieser Erfahrungen Hoffnung?

Julia Schönbeck:

Hoffnung bedeutet für mich viel Arbeit. Ich habe sie nicht einfach so. Hoffnung heißt, handlungsfähig zu sein. Wenn ich gar nicht daran glauben würde, dass sich etwas zum Besseren ändern kann, müsste ich ja auch nicht versuchen, selbst etwas dazu beizutragen. In diesen politischen Zeiten gibt es auch bei mir Tage, an denen ich denke, es geht eher rückwärts und Rechte, die schon erkämpft wurden, geraten wieder unter Druck. Dann frage ich mich auch: Was kann ich überhaupt beitragen?

Mir hilft es dann, konkret etwas zu tun. Meine Arbeit gibt mir zum Beispiel viel Hoffnung, weil ich dort Menschen begegne, die für ähnliche Dinge kämpfen. Ich kann mich vernetzen, merke auch eine gewisse Selbstwirksamkeit: dass ich in meinem Kontext etwas verändern kann, gehört werde, anderen zuhören kann und Dinge konkret umsetzen kann.

Thea Hummel:

Und was erhoffst du dir von deinen Verbündeten, von den Bündnissen und von denjenigen, die sich gemeinsam mit dir auf den Weg machen wollen, auf den Weg zu einer inklusiveren Kirche?

Julia Schönbeck:

Wenn ich auf Verbündete schaue, merke ich bei mir selbst, dass es mir manchmal leichter fällt, mich für andere stark zu machen als für mich selbst. Manchmal habe ich bei Ungerechtigkeiten, die andere betreffen, sogar ein stärkeres Gefühl dafür oder kann

es leichter in Worte fassen, als wenn mich etwas persönlich trifft. Darin liegt aber auch eine Chance: dass wir einander Verbündete sein können. Dass Menschen sagen: Dieses Thema betrifft mich nicht auf die gleiche Weise wie dich, deshalb habe ich vielleicht mehr Ressourcen, mich dafür einzusetzen. Denn wenn alle Menschen die Diskriminierung erleben, egal aufgrund welches Merkmals, sich zusammentun, dann sind wir ja nicht mehr die Minderheit. Dann sind wir die Mehrheit. Und ich habe in solchen intersektionalen Räumen so viel lernen dürfen und kann mich selber einbringen und schauen, wo kann ich was tun, wo kann ich meine Privilegien nutzen und treffe gleichzeitig andere, die sich dann auch für meine Themen stark machen, wenn ich es gerade nicht kann.

Trotzdem bleibt es wichtig, dass Betroffene die Deutungshoheit behalten. Verbündete können sich einsetzen, ohne anderen die Stimme zu nehmen oder zu behaupten, sie wüssten es besser. Menschen, die selbst betroffen sind, entscheiden, was hilfreich ist, wo sie Unterstützung brauchen und wo nicht.

Thea Hummel: Liebe Julia, vielen, vielen Dank für unser Gespräch!

Thea Hummel, Leiterin der Abteilung Advocacy der VEM, während einer Aufnahme des Podcasts *Stachel & Herz* © Foto: VEM



WO VIELFALT ZUM GLAUBENSZEUGNIS WIRD

Von Irma Simanjuntak

Die Kirche zwischen Evangelium, Inklusion und Menschenrechten

Als ich in den 1980er Jahren den Kindergottesdienst besuchte, waren Menschen mit Behinderungen im kirchlichen Gottesdienst kaum präsent. Dieses Fehlen lag nicht daran, dass es sie nicht gab, sondern daran, dass viele Familien Kinder oder Angehörige mit Behinderungen nicht mit in die Kirche brachten. Damals wurden Menschen mit Behinderungen häufig in Institutionen untergebracht oder aus Scham und aufgrund sozialer Stigmatisierung verborgen gehalten. So wurde die Kirche – eigentlich ein Ort der Begegnung und Zugehörigkeit – für sie weitgehend unzugänglich.

In den letzten Jahren haben viele Kirchen begonnen, Räume für Menschen mit Behinderungen zu öffnen und befähigungsorientierte Arbeitsbereiche zu entwickeln, die Teilhabe und ein Leben in Würde ermöglichen. In mehreren asiatischen Kontexten haben Kirchen Ansätze der gemeindenahen Rehabilitation (Community-Based Rehabilitation) übernommen, die Familien und Gemeinschaften in den Mittelpunkt stellen.

Dennoch verläuft dieser Wandel ungleichmäßig. Viele Kirchen verfügen noch immer nicht über grundlegende Maßnahmen zur Barrierefreiheit, etwa rollstuhlgerechte Zugänge, behindertengerechte Sanitäreinrichtungen, Gebärdensprache oder inklusive liturgische Praktiken. Diese Defizite zeigen, dass es nicht nur um technische Fragen geht, sondern um das grundlegende Verständnis von Behinderung – als Teil der Vielfalt des Leibes Christi oder doch lediglich als Objekt von Fürsorge?

Behinderung im Licht des christlichen Glaubens

Die UN-Behindertenrechtskonvention beschreibt Behinderung als das Zusammenspiel individueller Beeinträchtigungen und gesellschaftlicher Barrieren, die eine volle und gleichberechtigte Teilhabe verhindern. Diese Perspektive fordert Kirchen heraus, ihre eigenen Strukturen und Haltungen kritisch zu reflektieren.

In der biblischen Tradition begegnet Jesus immer wieder Menschen mit Behinderungen. Sein Wirken beschränkt sich nicht auf körperliche Heilung, sondern stellt Würde, Beziehungen und soziale Zugehörigkeit wieder her. Der Apostel Paulus erinnert die Gemeinde daran, dass »die Glieder des Leibes, die schwächer zu sein scheinen, unentbehrlich sind« (1. Korinther 12, 22). Dieses Bild unterstreicht, dass Menschen mit Behinderungen ein unverzichtbarer Teil der Glaubensgemeinschaft sind.

Historisch haben Kirchen Behinderung häufig paternalistisch gedeutet – als Leiden, Glaubensprüfung oder Folge von Sünde. Auch wenn dies zu Akten der Barmherzigkeit führte, verstärkte es zugleich Abhängigkeit und Ausgrenzung.

Kirche, Gerechtigkeit und Menschenrechte

Die UN-Behindertenrechtskonvention bekräftigt das Recht von Menschen mit Behinderungen auf volle Teilhabe in allen Lebensbereichen, einschließlich des religiösen Lebens.

In Indonesien ist dieses Bekenntnis in nationalen Gesetzen verankert, die Nichtdiskriminierung, Gleichberechtigung, Barrierefreiheit und Partizipation betonen. Eine unzugängliche Kirche steht daher nicht nur vor einer pastoralen, sondern auch vor einer Frage der Gerechtigkeit und des öffentlichen Zeugnisses.

Als imago Dei haben Menschen mit Behinderungen das gleiche Recht zu beten, zu dienen und das kirchliche Leben mitzugestalten. Kirchen tragen damit eine prophetische Verantwortung, ihre eigenen Strukturen zu verändern und sich für inklusive gesellschaftliche Rahmenbedingungen einzusetzen.

Herausforderungen und Zeichen der Hoffnung

Ein zentrales Hindernis auf dem Weg zu einer inklusiven Kirche ist weniger der Mangel an finanziellen Ressourcen als ein fehlendes Bewusstsein und unzureichende theologische Reflexion.

In asiatischen Kontexten wurde gezeigt, dass Menschen mit Behinderungen selbstverständlich an sakramentalen und seelsorgerlichen Diensten teilnehmen können, einschließlich Abendmahl, Trauung und Konfirmation. Kirchliche Mitarbeitende werden für inklusive Kommunikation geschult und arbeiten mit Dolmetschern für die Gebärdensprache zusammen, um Gottesdienste zugänglich zu gestalten.

Beispiel Nordsumatra

In Nordsumatra haben Kirchen innerhalb der Gemeinschaft der Vereinten Evangelischen Mission – etwa HKBP und GKPS – gemeindenahere Rehabilitationsinitiativen aufgebaut, die eng mit Familien und

Dorfgemeinschaften kooperieren. Diakonische Foren dienen dabei als Räume für gemeinsames Lernen und gegenseitige Ermutigung.

Während der Naturkatastrophen in Nordsumatra im Dezember 2025 erhielten Menschen mit Behinderungen gezielte Unterstützung durch die Zusammenarbeit von Kirchen und lokalen Rehabilitations-Programmen. Darüber hinaus engagierten sich Kirchen in der Advocacy-Arbeit für lokale Regelungen zur Stärkung ihrer Rechte. Diese Erfahrungen zeigen, dass Kirchen zu Akteurinnen des Wandels werden können, wenn sie zuhören, lernen und gemeinsam mit Menschen mit Behinderungen handeln.

Mehr als ein soziales Projekt

Eine Kirche der Inklusion von Menschen mit Behinderungen zu werden, ist kein zusätzliches soziales Projekt. Es ist eine konsequente Antwort, sowohl auf das Evangelium als auch ein Bekenntnis zu Menschenwürde und Gerechtigkeit.

Wo Kirchen die Vielfalt menschlicher Lebensrealitäten annehmen, wird das Evangelium als lebensfördernde und befreiende Kraft sichtbar. So wird die Kirche zu einem Zeichen des Reiches Gottes – geprägt von Gerechtigkeit, Inklusion und Mitgefühl. ■

Neema Elia Shole

Ich bin 27 Jahre alt und seit meinem 14. Lebensjahr gelähmt. Ich brach die Schule ab und besuchte nur kurz eine Schneiderschule. Die Schule hat mir gutgetan und mir geholfen, einen Rollstuhl zu bekommen. In der Kirche vergessen die Jugendlichen manchmal, dass ich auch zu ihnen gehöre. Ich werde beispielsweise nicht zu Seminaren und Veranstaltungen eingeladen, die mit meinem Leben und meiner Generation zu tun haben. Meistens verfolge ich die Gottesdienste über die Medien, weil ich das Kirchengebäude nicht ohne Hilfe betreten kann. Ich möchte anderen Menschen, die die gleichen Probleme haben wie ich, helfen und sie unterstützen. Ich möchte unabhängig und selbstbestimmt sein.

(Bild aus der Menschenrechtsaktion 2022

Gegen Diskriminierung und Ausgrenzung der Abteilung Advocacy der VEM, die von der Autorin Irma Simanjuntak mitgestaltet wurde.) © Foto: VEM



Globale Solidarität, Lokale Verantwortung Und ein inklusiver Ansatz In der Nothilfe

Von Sabine Schneider

Naturkatastrophen, Konflikte und die Folgen des Klimawandels stellen viele Regionen innerhalb der Gemeinschaft der VEM vor große Herausforderungen. Die Vereinte Evangelische Mission unterstützt ihre Mitgliedskirchen im Katastrophenfall schnell und unbürokratisch, um die Versorgung der Menschen zu sichern und den Wiederaufbau zu erleichtern – sei es durch Nahrungsmittel, Unterkünfte, medizinische Betreuung oder sanitäre Einrichtungen.

Besonderes Augenmerk liegt auf Menschen mit Behinderungen, die in Krisensituationen besonders gefährdet sind, etwa durch fehlende barrierefreie Informationen, erschwerte Evakuierungen oder den Verlust von Assistenz und medizinischer Versorgung. Die VEM berücksichtigt diese Verletzlichkeit bewusst und unterstützt ihre Mitgliedskirchen dabei, Katastrophenhilfe inklusiv zu gestalten. Besonders wichtig ist, dass Pfarrer*innen vor Ort die Familien kennen und gezielt dort helfen können, wo besondere Unterstützung nötig ist.

Die VEM-Nothilfe beschränkt sich jedoch nicht nur auf akute Hilfe. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der nachhaltigen Stärkung lokaler Strukturen. In be-

sonders gefährdeten Regionen unterstützen sich Kirchen gegenseitig durch Bildungs- und Austauschprogramme zum Katastrophenmanagement. Ziel ist es, Risiken frühzeitig zu erkennen, Vorsorgemaßnahmen und Notfallpläne zu entwickeln und die Gemeinden bereits im Vorfeld handlungsfähig zu machen. Dazu veranstaltet die VEM Workshops, in denen sich Teilnehmende aus Mitgliedskirchen zu diesen Themen austauschen: Was bedeutet eine Katastrophe im lokalen Kontext? Wie können Kirchen wirksame Strategien zur Vorsorge, Maßnahmenplanung und Wiederaufbau entwickeln? Und wie lässt sich sicherstellen, dass Menschen mit Behinderungen nicht zurückgelassen werden?

»» *Die VEM-Nothilfe beschränkt sich jedoch nicht nur auf akute Hilfe. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der nachhaltigen Stärkung lokaler Strukturen.*



Zu letzterem Punkt trug bei einem Workshop auf der indonesischen Insel Java JAKOMKRIS, das Christliche Gemeinschaftsnetzwerk für Katastrophenmanagement, wichtige Expertise bei. JAKOMKRIS bietet Schulungen für Kirchen an und unterstützt sie darin, Katastrophenhilfe inklusiv zu gestalten. Aus Workshops, Gruppenarbeiten und Fachvorträgen wurde deutlich, dass inklusive Katastrophenhilfe mehr erfordert als schnelle Hilfeleistungen. Sie benötigt barrierefreie Kommunikation, frühzeitige Einbindung von Menschen mit Behinderungen in Planungsprozesse und die Zugänglichkeit von Schutzräumen, Unterkünften und sanitären Einrichtungen. Erfahrun-



Überflutung in Mbandaka Town, Équateur Region in der DR Kongo, 2024. © Foto: VEM

gen aus Kamerun, Indonesien und weiteren Regionen zeigen, wie kirchliche Strukturen vor Ort eine entscheidende Rolle spielen können – gerade dort, wo staatliche Hilfe nur eingeschränkt verfügbar ist.

Die VEM verfolgt dabei einen ganzheitlichen Ansatz: Katastrophen betreffen nicht nur die Infrastruktur, sondern auch das soziale, psychische und spirituelle Leben von Menschen und Gemeinschaften. Katastrophenhilfe versteht die VEM als gemeinschaftliche Aufgabe, die Bildung, Solidarität, praktische Unterstützung und seelsorgerliche Begleitung verbindet. So entsteht innerhalb der VEM-Gemeinschaft ein starkes Netzwerk von Kirchen, die voneinander lernen und gemeinsam daran arbeiten, die Folgen von Katastrophen zu lindern – getragen von der Überzeugung, dass wirksame Katastrophenhilfe lange vor dem Ernstfall beginnt und niemanden ausschließen darf. ■



Die Teilnehmenden des VEM-Workshops Disaster Management in Indonesien, 2023. © Foto: Susanne Seiler / VEM



ALLE KINDERBIBEL - DAS PRAXISHANDBUCH

Bausteine für KiTa, Kinderkirche und Grundschule

Viele Menschen sind vom Konzept der beiden Alle-Kinder-Bibeln überzeugt und begeistert. Doch wie kann man die vielfaltssensibel erzählten und gezeichneten Geschichten in KiTa, Kinderkirche und Schule einsetzen und gemeinsam mit Vor- und Grundschulkindern erkunden? Dieses Praxisbuch hilft weiter: Mit flexibel einsetzbaren Bausteinen, religionspädagogisch fundierten Ansätzen und kreativen Ideen!

ONLINE-FORTBILDUNG ZUM PRAXISBUCH DER ALLE KINDER BIBELN

Mit Sarah Vecera und Julian Elf

Sie möchten mit dem Praxisbuch zu den Alle Kinder Bibeln arbeiten – und dabei sicherer werden in Sprache, Haltung und Umsetzung? In unseren dreistündigen Online-Seminaren stellen wir das Praxisbuch vertieft vor, ordnen die Materialien fachlich ein und geben Ihnen eine klare Orientierung, wie diskriminierungssensible Bildungsarbeit mit Kindern gelingen kann – auch dann, wenn Sie noch unsicher sind, wie Sie anfangen sollen.

Weitere Infos und Anmeldung unter: <https://rassismusundkirche.de/material/kinderbibel/begleitmaterial-zu-berichten-allekinderbibel-2/>



ONLINE SEMINAR INDONESIAIEN - DEUTSCHLAND

Die Zukunft unserer Kirchen in einer säkularen Welt – GenZ

9. Mai 2026, 09.00 bis 12.00 Uhr

»Haben junge Menschen die Kirche verlassen oder hat die Kirche junge Menschen verlassen?« In diesem Online-Seminar werfen wir einen ehrlichen Blick auf gemeinsame Herausforderungen und unterschiedliche Rahmenbedingungen.

Das Online-Seminar will Einblicke geben in gesellschaftliche Trends in Deutschland und Indonesien sowie deren Auswirkungen auf Kirchengemeinden und dazu beitragen, die Perspektiven der Jugend in beiden Ländern zu verstehen: Bedürfnisse, Werte, Erwartungen. Wir vergleichen, wo Kirche Relevanz gewinnt, Sichtbarkeit stärkt und Vertrauensräume schafft – in beiden Ländern.

Im Mittelpunkt steht die Rolle der Jugend: Welche Aufgaben und Potenziale haben Jugendliche in Deutschland und Indonesien? Welche Erwartungen haben Jugendliche an Kirche heute – von digitalen Angeboten bis zu gemeinschaftlichen Formaten? Zudem beleuchten wir kulturelle, soziale und politische Faktoren, die die persönliche Haltung wie auch kirchliches Handeln beeinflussen.

Anmeldeschluss: 5. Mai 2026

Mehr Information, Flyer und Anmeldung:



IMPRESSUM

Herausgeberin:
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen
in drei Erdteilen
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
Postfach 20 19 63, 42219 Wuppertal
Fon (02 02) 890 04-0
Fax (02 02) 890 04-179
info@vemission.org
www.vemission.org

Soziale Netzwerke:

- @VEMission
- United Evangelical Mission
- @unitedinmission
- United Evangelical Mission

Mitglied des Gemeinschaftswerks
der Evangelischen Publizistik (gep)
»VEM-Journal« erscheint dreimal im Jahr
(April, August, Dezember) im Verlag
der Vereinten Evangelischen Mission
Jahresbeitrag: 6,50 Euro,
durch Spenden abgegolten.

Redaktion: Susanne Seiler (V.i.S.d.P.)
redaktion@vemission.org
Fon +49 (0)202 890 04-100
Adressänderungen:
Sandrine Pattberg-Kwedi
redaktion@vemission.org
Fon +49 (0)202 890 04-194

Gestaltung: MediaCompany GmbH
Auguststraße 29, 53229 Bonn
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn
17. April 2026; Auflage: 13.000

Für unaufgefordert eingesandte
Manuskripte, Rezensionsexemplare und
Fotos übernehmen wir keine Haftung.



www.vemission.org



SPENDENKONTO
KD-Bank eG
Swift/BIC:
GENO DE D1 DKD
IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08



Initiative
Transparente
Zivilgesellschaft



Dieses Druckerzeugnis wurde mit
dem Blauen Engel gekennzeichnet.





Und ein
Kind



wird sie
Leiten.

Jesaja 11,6

Zeichnung:
Camillo, 7 Jahre

**Für die Würde jedes Kindes.
Für Menschenrechte.**



Initiative
Transparente
Zivilgesellschaft



Für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung
IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08 · Stichwort »Menschenrechte«
www.vemission.org/menschenrechte2026 · #humanrights

